

Theo Beck

DAS GESCHWÄTZ DER TOTEN

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2020

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über https://dnb.de/DE/Home/home_node.html
abrufbar.

*Dieses Buch ist dem Friedhof Hamburg-Ohlsdorf
und seinen Freunden gewidmet.*

ISBN 978-3-96940-050-0

Copyright (2020) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,90 Euro (DE)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

INHALT

Klaus Beh	7
Tante Erna.....	17
Kapelle 13.....	33
York.....	52
Stimmung.....	61
Der Lehrer.....	69
Simba.....	80
Das Schicksal.....	86
Bildersprache.....	89
Die alte Bügelfrau.....	98
Zur Ermita de los Santos Reyes.....	103
Hochzeitstag.....	109
Café Solo.....	116
In der Hölle	120
Schwatz im Heckengarten.....	126
Die Stimme.....	140
Trugbilder.....	143
Ungeboren.....	151
Das Grün aus der Wolke.....	157
Im Sonnenschein.....	163
Zeina.....	174
Zala.....	180
Die Wirklichkeit.....	193
Literaturverzeichnis.....	201

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

KLAUS BEH

Heute, wo Klaus nicht mehr da ist, weiß ich erst, was ich an ihm hatte. Eigentlich waren wir Kollegen, im weitesten Sinne. Klaus war gerade aus Spanien zurückgekehrt, wo er für eine Reklamezeitung als Photograph gearbeitet hatte, und ich hatte gerade eine neue Stellung angetreten. Die Zeitung, für die ich arbeiten sollte, hatte mich mit dem Aufbau des neuen Feuilletons beauftragt. Aber er war nicht bei uns angestellt. Klaus war Freiberufler. Und, nicht zu vergessen, er war ein Künstler mit außergewöhnlicher Beobachtungsgabe. Sie prädestinierte ihn aber nicht nur für seinen Beruf. Ich brauchte sie auch.

Damals, als unsere Freundschaft begann, erzählte er mir meistens zunächst die beklemmende letzte Szene mit seiner Mutter. um dann daran anknüpfend, von den unglaublichen Erlebnissen in seinem Park und an den Gräbern dort berichten zu können. Und die interessierten mich. Sie waren Stoff für die Spalten, die ich zu füllen hatte.

Zunächst hätte er den Raum für die persönliche Verabschiedung von seiner Mutter in dem Krematorium, dem großen Klinkerbau, gesucht, sagte er. Aber die Farbe des machtheischenden Gebäudes, sein unmoralisches Lila – der letzte Versuch, mit dem sich auch Bischöfe und Kardinäle schmücken – hatte ihn abgestoßen. Auch der gewaltige rechteckige Turm, den er immer als Kamin deutete, aus dem, wie Klaus meinte, die Seelen vor dem Feuer flüchten und in den Himmel fliegen könnten, hatte nichts Sympathisches. Er wusste, dass an dessen Straßenseite eine große Uhr angebracht war, die mit dem Hinweis „EINE VON DIESEN“ mahnte. Aber dann hätte er

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Louise schließlich im Nebengebäude gefunden, feierlich aufgebahrt für sein Adieu.

Sie hatten sie hübsch gemacht für ihn. Der Sarg war mit hellem Satin ausgekleidet, und sie lag da in einem weißen Kleid, ganz friedlich, mit geschlossenen Augen, als schlief sie.

„Damals warst du noch nicht hier, damals, als meine Freundschaft mit diesem Park begann“, flüsterte Klaus ihr zu, betreten und unsicher. Er war allein mit ihr. Er hatte sie als einziger noch einmal sehen wollen. Aber er erinnerte sich später gut, dass ihm bei ihrem Anblick wichtigere Worte nicht eingefallen waren.

„Du lebstest damals noch in deiner Dreieinhalbzimmer-Wohnung, und zwei der Räume hatten wir von dir gemietet. Na ja, es gab ja nichts anderes. Damals warst du oft traurig, aber du sagtest es nicht. Ich habe dich nachts weinen hören, bin aber nicht zu dir gegangen. Ich hätte dir ja sowieso nicht helfen können, höchstens mit Worten, um dich zu trösten. Aber ich wollte weiterschlafen.“

Er hatte eine Pause gemacht. Es hätte ja sein können, dass sie ihm widersprechen würde. Natürlich nicht richtig, aber gedanklich, in seiner Vorstellung. Doch das geschah nicht. Wie immer nahm sie Rücksicht auf ihn. Sie lag da in ihrer Kiste und sagte wieder nichts. Das war schon immer so gewesen. Zuhören, ja. Verstehen und helfen, ja. Aber was war mit dir? Was ging in dir vor? Jetzt tust du so, als wenn du schläfst, hast die Augen geschlossen und schweigst.

Für immer.

Damals hätte ich dich fragen können, dachte er. Jetzt nicht mehr. Oder? Natürlich nicht, du kannst ja nicht mehr sprechen. Aber erinnern? Kannst du dich noch erinnern? An Herta doch bestimmt! Die kam jeden Vormittag zu dir. Ihr habt geschnapst und geschnackt. Über was wohl? Du hast mir das nie erzählt. Aber ich erinnere mich, dass ihr diese Stunden gern hattet. Ihr wart wohl

Diese Leseprobe ist unüberprüflich geschützt!

zufrieden, wenn ihr euch was erzählen konntet, von früher, von euren gestorbenen Männern, vielleicht auch von euren Kindern. Also von uns. Aber ich glaube, die Vergangenheit mit den Männern war öfter dran. Das war ja auch eine viel längere Zeit.

Herta wohnte einen Block weiter. Sie war eine sehr einfache und dickliche alte Frau. Ihr Gesicht, mit vielen Falten und schlapper Haut, war breit und etwas aufgedunsen. Und sie nannte dich immer Tante Beck. Ihre schlichte Persönlichkeit war eigentlich nichts für dich. Ihr Mann, ein ordentlicher Straßenreiniger, war erst vor wenigen Monaten gestorben, als ihr euch kennengelernt habt. Vielleicht war das der Anlass eurer Freundschaft, dass es ihr auch so ging wie dir. Dein Tetsche war damals aber schon zwei Jahre in seinem Grab.

Herta passte wenig zu dem Stand, den du durch deinen Mann hattest. Theodor Beh war Bankamtsrat gewesen. Aber wie hatte er dich dann im finsternen Ottensen, der wenig ansehnlichen, billigsten Wohngegend von Hamburg-Altona, aufgelesen? Das zum Beispiel, wie es dazu kam, er wohnte da ja nicht, hast du auch nie erzählt. Er war gebildet, in höherer Position, gut beleumundet und von stattlichem Ansehen. Ein adrett gekleideter, junger Mann mit Pincenez und gewählter Sprache. Und du? Jüngste Tochter eines einfachen Zigarrendrehers aus einer Großfamilie, deren Mutter von undefinierter Abstammung war. Das Kennenlernen kann ja Zufall gewesen sein, aber das Zusammenbleiben? Ich kann mir schon vorstellen, wie das Schicksal euch verknüpft hat. Hör auf, erzähl nichts! Nicht nur die Schauspielerei hat ihre Hand im Spiel gehabt.

Ich habe gelesen, dass Theatervereine schon am Ende des 19. Jahrhunderts gegründet worden waren, und Hamburg war eine Hochburg dieser Freizeitgestaltung. Um 1920 gab es bereits achtzig derartige Vereine allein in Hamburg-Altona. Die sogenannten „Öffentli-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

chen Bühnen“ beklagten sich damals über „den Übelstand der un-
bequemen Konkurrenz durch erhebliche Reklame mittels öffentlichem
Plakataushang“ * was die Gewerbebehörde auf den Plan rief. Aber die
Jugend nutzte das Vereinsleben als Treffpunkt trotzdem.

Louise war unter den Jüngsten dort zu finden gewesen. Sie war
lebensdurstig und ein bildhübscher Backfisch, schlank, blond und
blauäugig. Natürlich wurde auch Theater gespielt, und jeder kam mal
dran. Nur Theodor hielt sich zurück. Als Louise dann eines Tages
ihren Auftritt hatte, war sie im Rampenlicht, hatte die ersehnte Auf-
merksamkeit und das Wohlwollen der Mitglieder. Sie fiel auf. Dieser
blutjunge Backfisch mit weicher, weiblicher Figur dort auf dem
Podium hatte sich herausgeputzt. Sie hatte sich ein knielanges Kleid
geschneidert, in kräftiger grüner Farbe, mit hoher Taille. Top mo-
dern war das, mit einer Stola aus dem gleichen Material, mit vielen
dünnen Trotteln und Pailletten, und auch der Saum des Kleiderro-
ckes endete rundherum mit einer Vielzahl von Trotteln. Viel Arbeit
war das gewesen, aber es hatte sich gelohnt. Sie war ein allerliebster
Blickfang, als sie ihren Vortrag zelebrierte, unbefangen und frech. Es
waren mehrere Strophen. In jeder berichtete sie von sich – was sie
konnte, was sie glaubte und was sie sich wünschte. Und jede Strophe
endete mit dem Refrain „und bin doch erst siebzehn Jahr!“ Dabei
machte sie eine kleine, nur angedeutete Verbeugung, einen kleinen
Knicks, und hob eine Hand in graziler Haltung etwas aus- und einla-
dend hoch. Der Beifall der Zuschauer war ihr am Ende sicher. Auch
der Herr mit dem Pincenez applaudierte. Ja, genauso war das gewe-
sen, und so hatte es angefangen.

* <https://vhat.info/über-uns/geschichte/1910-bis-1945/> **Diese Lesegeschichte ist urheberrechtlich geschützt!**

Der Angestellte des Krematoriums sah in den Raum, um höflich und zurückhaltend das Ende der Verabschiedung anzudeuten, und unterbrach damit seine Erinnerung. Es macht ihr ja nichts aus, dachte er noch, dass sie eingäschert werden wird. Sie wollte das ja so, wie schon ihr Tetsche vor ihr. Er würde sie dann wieder besuchen, wenn sie neben ihm ihren Platz gefunden hatte, versprach er.

„Bis dann. Nein“, flüsterte er ihr noch schnell zu, „schon vorher, in der Kapelle.“

Nur, da kann ich nicht mit ihr sprechen, kam ihm beim Hinausgehen in den Sinn. Da sind ja der Bestatter und die anderen dabei. Später, am Grab, wird sie mir dann die Geschichte weitererzählen. Er drehte sich noch einmal um.

„Okay?“

Natürlich antwortete sie wieder nicht. Er wartete auch nicht darauf. Wie so oft war er sich auch so schon sicher. Sie hatte ihm seine Bitten immer erfüllt, wenn sie es konnte, gleich oder später.

Aber die Geschichte seiner Freundschaft mit dem Park musste nicht aufgeschoben werden.

Jedes Mal, wenn er seitdem vom Bahnhof Ohlsdorf aus die vielbefahrene Fuhlsbüttler Straße überquert hatte und durch das Tor am Haupteingang des Parks ging, traf es ihn wie ein heilsamer Schock. Der Lärm der quirligen Straße war verschwunden, wie verschluckt von der herrlichen Natur, die ihn umgab. Das alte, selbstbewusste Verwaltungsgebäude mit seiner respektablen, etwas zu wuchtigen Fassade, die ihn eigenartigerweise an einen Elefanten erinnerte, lag dann stets höflich schweigend rechts von ihm. Unübersehbar zwar, aber in vornehmer Zurückhaltung gleich hinter der Einfahrt mit ihrem schmiedeeisernen Tor zur Straße. Die meisten fuhren daran vorbei, ohne es näher zu betrachten. Eigentlich schade, denn es war

nicht nur des Betrachtens wert, sondern auch des Erinnerns. Es war schon immer viel mehr als nur ein Verwaltungsgebäude gewesen. Wer hineinging, traf dort sofort auf das Erinnern, auf seine Geschichte, auf die Geschichte seines Freundes – dem Park.

Auch an dem Tag, an dem er vorwiegend anderes im Sinn hatte als den sonst üblichen Grabbesuch und in die grüne Welt des größten Parkfriedhofs der Welt eintrat, war ihm das Bauwerk eher wie ein alter Bekannter vorgekommen. Und doch war es der Anfang einer Begegnung und der Anlass, die Quelle und der Mittelpunkt seiner Erinnerungen.

Sie waren gewissermaßen verabredet, die Verwaltung, die Leute und er, die sich zu dieser Führung angemeldet hatten. Alle waren interessiert daran, hinter die Gardinen dieser Institution zu schauen. Was verbarg sich in einer so großen, alten und schönen Anlage, die mitten in der Großstadt der drängenden Gier des Kommerzes, der Expansion und des Zeitgeistes standhielt, als wäre sie eine Insel im Meer der Hektik. Die Geschichte, die hier begraben liegt, ist so mächtig, dachte er, als sich der Bus in Bewegung setzte, so bedeutend und schillernd, dass die Gegenwart belanglos wird. Er fühlte wie Goethe:

„Was ich besitze, seh` ich wie im Weiten, und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.“

„Nach rechts rüber geht es zum Rosengarten“, hatte die Dame, welche die Führung im Bus machte, gesagt. „Dort finden Sie auch das Denkmal für Wilhelm Cordes, den Schöpfer dieses größten Parkfriedhofes der Welt.“

Für Klaus ist das nie ein Friedhof gewesen. Für ihn war das ein Park, in dem auch Gräber stehen. Ein Kunstwerk von einer Parkanlage,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt

das auch den toten Menschen eine einzigartige Heimat gibt. Und er war sein Motiv. Der Park sollte das Thema seines großen Albums werden.

„Ich werde auch gern bei dir einziehen, wenn mir das Schicksal gnädig ist“, hatte er zu Cordes gesagt, als er ihn einmal besuchte. Das Denkmal aus grün-grauem Stein mit den vier Säulen sah ihn kühl und abschätzig an. Oben auf dem Querbalken stand sein Name, in der Mitte er, begleitet von zwei großen Urnen, geräumig genug, dass sich niemand mehr um seinen endgültigen Platz sorgen musste.

„Was du nicht sagst. Warte mal ab, bis es soweit ist. Die meisten wollen mit mir nichts zu tun haben. Sie wissen mich nicht zu schätzen“, schien das Monument mit seiner abweisenden, groben Gestalt anzudeuten.

„Du übertreibst. Denk mal an deinen Meister. Für ihn war es eine Herzensangelegenheit, allen Menschen, die zu ihm kamen, Frieden und Würde zu schenken. Und gleichsam als Zugabe hat er ihnen noch die Schönheit eines Gartens beigegeben. Du siehst ja nur die Rosen vor dir, aber geh mal über deinen Horizont hinaus. Sieh mal über deine Hecke und dreh dich um. Dieser Park ist ein Kunstwerk.“

Er, dem zu ehren das Grabmal diente, stand da in der Mitte, geradlinig, ohne jede Andeutung von Figur, ohne eine einzige Gewandfalte, ungebeugt und schlicht, aber dafür war sein Gesichtsausdruck umso ausgeprägter. Der überschwängliche, nach unten gebogene Oberlippenbart unterstrich seine Skepsis, und mit seinem strengen Blick gewann er Aufmerksamkeit, so als spräche er:

„Erstens kann ich mich nicht umdrehen, und zweitens, wer geht schon über seinen Horizont hinaus? Die meisten übersehen noch nicht einmal den Weg bis dahin.“

„Das macht nichts. Ein jeder muss seinen Weg bis zum Ende gehen. Auch wenn er ihn nicht kennt, wird er ihm folgen.“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Deine überschlaunen Sprüche kannst du dir sparen. Solltest du meine Geschichte kennen, weißt du von einem einzigen Leben. Hier liegen Tausende, die dir von ihrem Los berichten können. Du musst nur zuhören anstatt zu reden.“

Klaus sah ihn noch einmal skeptisch an. Sein Blick von oben herab duldete keinen Widerspruch. Er dominierte die Szene. Die Rosen hinter ihm, die schmeichelhaften Rebengirlanden auf den Säulen an seiner Seite, der friedliche, sonnige Platz – alles war also nur Oberfläche? Alles nur künstliches Wohlgefallen? Eine begrünte Fassade? Und wenn man die Farbe entfernte, was erinnerte man dann?

Lange, weite Beinkleider in dumpfer schwarzer Farbe schlottern um die Beine der acht Männer. Gegen den bissigen norddeutschen Wind haben sie sich kurze schwarze Mäntel übergehängt, die durch einen Gürtel, an dem ein Degen hängt, zusammengehalten werden. Sie gehen in Reih und Glied hinter dem Pferdegespann, mit dem die Särge transportiert werden. Noch eine Fuhre von vielen, die zu der Wiese in Ottensen gebracht werden. Es sind die Brüder der Reitendiener, die ihnen Geleit geben. Unter der breiten schwarzen Krempe ihrer Hüte sind die teilnahmslosen, alten Gesichter von einer weißen Halskrause gestützt sichtbar. Sie begehren nicht mehr auf gegen das Wetter, den Frondienst, den Matsch an ihren Füßen. Wahrscheinlich sind sie froh, dass sie einen Platz wissen, wo sie die Elenden begraben können. Ihre Schritte weisen auf den Gleichmut, die Gewohnheit und die Unterwerfung unter dem herrschenden grausamen Umgang mit den Hamburger Bürgern hin. Es war Weihnachten, aber das kümmerte die französischen Besatzer nicht. Man hatte sie zu Hunderten aus der Stadt getrieben und der Kälte geopfert. Auf dem

[Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.](#)

Elendenfriedhof neben dem Dammtor war kein Platz mehr. Auf dem letzten Weg musste also der Pferdewagen die Toten zu den Sammelgruben vor die Stadt schaffen. Die Kirchspiele im Inneren des Stadtwalls waren schon überfüllt. Es bestand Seuchengefahr.*

Die Dame im Bus hatte daran erinnert, dass es bis zum letzten Quartal des 18. Jahrhunderts selbstverständlich gewesen war, die Verstorbenen neben der Kirche zu begraben. Als selbst für Vermögende kein Platz mehr war, sogar den Stadtvätern im Inneren der Kirchen keine letzte Ruhe mehr sicher war, mussten sie handeln. Der weise Entschluss für eine große Lösung des Problems ist die Geburtsstunde seines Freundes gewesen, des Ohlsdorfer Friedhofes. Und es war die Lebensaufgabe von ihm, dem er seinen Stolz über sein Werk in seinem Gesichtsausdruck gönnte.

Wie alles, was es gibt, einmal einen Anfang hatte, war sein Freund auch nicht gleich das, was er wurde. Es war Wiese, Brache und Moor, was die Hamburger gekauft hatten. Prökelmoor hieß die Gegend, weit außerhalb der Stadtmauern. Die Fläche sei groß genug gewesen, um sich dem Wachstum der Stadt und den Gebräuchen seiner Einwohner anzupassen, hatte die Dame bei der Friedhofsführung gesagt. Und auch, dass für alle dort gesorgt wird. Jede Klasse, jede Marotte, jeder Glaube, alles findet seinen ihm genehmen Platz. Auch die Frauen finden hier ihre zeitgemäße Hervorhebung. Jeder kann sich absondern und alles kann den Moden der Zeit folgen. Auch die Brüderschaft der Reitendiener, die ursprünglich berittene Staatsdiener waren, und heute gewandelt als Sargträger für einen würdigen letzten Weg sorgen, ehrt ihre Zunft und ihre verstorbenen

* Dunsen Gertrud, 2009. **Dieses Dokument ist urheberrechtlich geschützt!**

Mitglieder mit eigenem Grabmal, wie alle anderen Gewerbe auch. Die Geschichten und die Geschichte im Zunftgarten des Friedhofes sind geradezu unendlich. Aber, dass man sie erfahren kann, ihnen zuhören kann, den vielen, die von ihrem Los gerne erzählen möchten, so wie es Wilhelm Cordes von seinem Denkmal aus behauptet hatte, das war für Klaus interessant und rätselhaft gewesen.

TANTE ERNA

Die Führung war auf dem Weg zu den Schmetterlingsgräbern, als die Dame da, wo das Wasser vom kreisrunden Prökelmoorteich in ein Rechteck mit einer bewachsenen Insel mündete, auf den hier nistenden Eisvogel hinwies. Dessen Revier kannte Klaus. Genau dort, nur wenige Schritte entfernt, war sein eigenes Grab zu Hause. Und eine Vielzahl von Wasservögeln, die immer neu zu fotografieren er trachtete. Natürlich hatte er sich da schon vorgenommen, später noch einmal vorbeizuschauen. Aber dann, bei der Besichtigung mit dem Bus, waren erst einmal die Schmetterlingsgräber dran. Hatte man dort Schmetterlinge begraben?

Die Führungsdame zu fragen, war nicht notwendig gewesen. Sein Rundgang durch die überschaubare Anlage löste das Rätsel auch ohne die Erklärungen, denen er aus der Distanz zuhörte. Nicht tote Schmetterlinge, sondern lebende wurden hier von dafür jährlich angepflanzten Blumen gespeist.

„Die Symbolik dieses Ortes wird durch die Stadien des Schmetterlingslebens abgebildet“, hörte er. „Die Raupe hat ihren Sarg in Form ihres Kokons, den sie abschüttelt. Sie überwindet den Tod, um in ein neues Leben zu fliegen“, hörte er die Dame sagen. Das Grab vor ihm bildete ein solches wunderschönes Insekt ab, wie alle hier. Nur der Tote dort unten würde wohl kaum die höhere Existenz seines Ebenbildes empfinden, dachte er sich.

Der steinerne Schmetterling sah ihn aus seinen großen, hervorstehenden Augen an. Klaus schien, als wunderte er sich über den Besucher oder dessen Meinung. Je länger er auf das Insekt blickte, desto mehr schienen dessen Fühler zu schwanken. Er widerspricht mir, kam ihm in den Sinn. Aber natürlich wusste er, dass es der Wind

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

war. Er lächelte darüber, dass es ihm so erschien, als wollte das Bildnis ihm etwas sagen. Was könnte er meinen?, grübelte er. Was hätte er gesagt, wenn er das Gleichnis der Dame gehört hätte?

„Die Symbolik ist doch nicht für mich“ könnten seine Fühler andeuten. „Mit meinem Bild tröste ich die Überlebenden. Man tut, was man kann.“

„Und warum? Was hast du davon?“

„Ein Stück Zufriedenheit. Und das nicht nur für den Augenblick. Ich bin dauerhaft. Nachhaltig nennt man das neuerdings.“

„Zufrieden mit was?“

„Mit meiner Hilfe für die Traurigen. Ich gebe, also bin ich. Aber erst mit ihrem Tod. Solange der Mensch lebt, will er immer alles haben. Und wenn er es dann hat, wird es zur Normalität. Dann sucht er das Nächste. Erst nach seinem Tod ist er zufrieden. Sieh mal auf die Inschrift. Sie hat auch 72 Jahre gebraucht bis zu ihrem Frieden.“

„Erna von Drathen“ las er auf dem Stein. Ja, Tante Erna war eine resolute Dame gewesen. Eine hagere, hoch aufgeschossene Person mit typisch norddeutschen Gesichtszügen und einem hervorspringenden, spitzen Kinn. Sie hatte das Urlaubsquartier der Bank, in der sein Vater arbeitete, befehligt. Die Angestellten hatten den Vorteil, dort einmal im Jahr ihre Ferien zu buchen. Ein Genuss, der keine Selbstverständlichkeit gewesen war, damals, in den Fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Vierzehn Tage Urlaub waren erlaubt, und da seine Eltern diese nicht ausnutzten, hatte sich das Recht auf die Kinder übertragen.

Das war schon was! Gleich oben auf der ersten Düne in Rantum auf Sylt war das respektable, reetgedeckte Haus gebaut worden und ganz bestimmt schon damals ein Vermögen wert. Schließlich war es groß genug, um zwei Dutzend Gästen Zimmer zu bieten. Trotzdem reichten diese nicht um die Wünsche der Bankangestellten nach

einem Quartier in der Ferienzeit im Sommer zu decken. Es gab daher zusätzlich ein ebenerdiges Holzhaus – eine bessere Baracke – in direkter Nähe, in das Tante Erna weniger anspruchsvolle Gäste einquartierte. Dazu hatte er damals mit seinen siebzehn Jahren gehört. Auch diese Hütte hatte mehrere Zimmer, die alle belegt waren, in welche die Hausdame andere Jugendliche eingewiesen hatte. Das Jungvolk war nicht immer besonders ruhig und rücksichtsvoll, so wie die gediegenen Herrschaften es liebten, und passte daher besser in diese Dependance. Da konnten sie sich auslärmen. Genau dort lernte er dann Dieter kennen. Und Jürgen Schürmann auch.

Dieter war der Sohn des Hausmeisters der Bank. Als solcher wohnte er also auch in dem respektablen Gebäude mitten in der Stadt und gleich neben dem Rathaus. Irgendwie gehörte er dadurch nicht so richtig zu seinem Freundeskreis. Das war ja nicht in Hamm, wo er damals noch bei Louise und Theodor zu Hause gewesen war. Aber später, als sie enger befreundet waren, hatte er den Weg zu ihm in Kauf genommen. Als Lehrling einer Werft, also im Hafen, hatte er sowieso eine Monatskarte für die S-Bahn und die HHA gehabt. Jürgen Schürmann hingegen wohnte gleich um die Ecke bei ihm. Aber auch zu ihm bestand nur eine lose Bekanntschaft. Jürgen war kein Sportler, also auch nicht in seinem Verein.

Aber dann hatte Tante Erna dafür gesorgt, dass sie sich näher kennenlernten. Und es passte zwischen den drei Halbstarcken. Die Chemie stimmte. Sie waren den ganzen Tag gemeinsam unterwegs, am Strand, zwischen den Dünen, im Wasser ... Sie waren dabei sehr zweckmäßig nur mit einer Turnhose bekleidet und einem Handtuch um den Nacken als Sonnenschutz und zum Abtrocknen. Aber zu den Mahlzeiten, zu denen man sich im Haupthaus einzufinden hatte, mussten sie sich natürlich ordentlich anziehen. Tante Erna sorgte eben nicht nur für gutes und reichliches Essen, sondern auch für

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

anständiges Benehmen. Was sie wohl zu den Streifzügen, die die drei machten, gesagt hätte? Bei dem Gedanken huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Das, was pubertierende große Jungs dort trieben, hätte die strenge Dame wohl kaum geduldet.

Der Tag begann regelmäßig mit einem kurzen Sprint den Dünenweg runter zum Wasser, und dann immer an der Wasserkante entlang, meistens Richtung Hörnum. Schon wenige Kilometer hinter Rantum standen Schilder in kurzen Abständen quer über den Strand verteilt, bis runter zum Wasser: FKK. Am ersten Tag zögerten sie noch, weiterzugehen. Was bedeutete das? Musste man oder konnte man die Hose in die Hand nehmen? Die Menschen, die sie in einiger Entfernung sahen, hatten offensichtlich nichts an, aber Einzelheiten waren nicht zu erkennen. Es interessierte sie schon, aber diese Freizügigkeit war nicht ihre Absicht. Also stiegen sie die Düne wieder hoch und umrundeten das gefährdete Gebiet.

„Wir hätten natürlich auch strippen können“, sagte Dieter, den der Umweg, und das noch bergauf, störte.

„Ja, hätten wir. Aber wollen wir das?“, hatte er gefragt. „Mir ist das egal.“

„Mir aber nicht“, sagte Jürgen. „Klaus, ihr könnt ja unten entlanggehen.“

Jürgen hatte gläubige Eltern, katholisch, erinnerte er sich. Auch beim Duschen in ihrem Quartier zog er immer den Vorhang vor die Kabine. Die andern beiden nicht.

„Du kannst doch unten gehen, Klaus, wenn dir das egal ist. Macht doch!“

„Wenn du nicht willst, gehen wir eben drum herum.“

Klaus entschied eigentlich immer, wo es langging. Auch später, als sie wieder am Wasser und schon fast in Hörnum waren, entschied er.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Hier ist wenig los. Hier können wir die Klamotten am Strand lassen. Lasst uns baden.“

Unter der Turnhose trugen sie selbstverständlich kurze, eng anliegende Badehosen. Kein Problem. Aber auf dem Rückweg wieder über die Dünen, über den Umweg? Als sie in die Nähe des Sperrgebietes kamen, fing Dieter die Diskussion wieder an. Er war sowieso der Unternehmungslustigste, und seine Augen blickten nicht wie bei Klaus auf die Natur und das Wasser, sondern dahin, wo ein Mädchen zu sehen war.

„Ich geh jetzt unten lang. Du kannst ja die Hose anbehalten.“

„Ja“, sagte er. „Das ist mal was anderes. Nur, was sagen die Leute dort, wenn wir mit Hose durch die Menge gehen?“

Jürgen schwieg.

„Könnte sein, dass die uns angreifen.“

„Warum meinst du? Wir tun denen doch nichts“, fragte Dieter.

„Na ja, sie zeigen sich uns, aber wir nicht. Also, wenn wir da jetzt durchgehen, dann können wir ja so gehen, dass wir Abstand halten.“

Dieter fand das zwar nicht so gut, aber er passte sich an. Sein Interesse für diesen Strandabschnitt wurde bei dem Durchgang, den sie unbeschadet passierten, trotzdem geweckt.

Am nächsten Tag wanderten sie dann in Richtung Norden. Das war gefahrlos. Im Verlauf des Vormittags zog sich der Himmel zu. Da bot es sich an, auf der Leeseite der Insel zurückzugehen. Das zur Landseite gelegene Wattgebiet erinnerte Klaus an die Möglichkeit des Buttpedden. Seine Neigung zum Wasser, zu Häfen und Schiffen hatte ihn irgendwie zu der Methode geführt, wie die Küstenbewohner sich aus dem Meer Nahrung beschafften, ohne Boot und ohne Angel. Einfach so, mit den Füßen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Er war sich sicher, dass die beiden neben ihm davon keine Ahnung hatten. Da er sowieso immer das meiste zur Unterhaltung beitrug und sie auf dem Landweg nichts Besseres zu tun hatten, erzählte er es ihnen.

„Wisst ihr, wie man dahinten, in dem graubraunen Matsch im Watt, Plattfische aufsammeln kann? Natürlich nicht. Ihr seid ja so was wie Landratten. Jochen Pless, ein Vetter von mir, hat das mal erklärt. Das ist ganz einfach. Also, man geht da, barfuß natürlich, weil man in den Schlick einsackt, lang und guckt genau auf den Boden. Die Butt, die es bei Ebbe nicht geschafft haben, mit dem ablaufenden Wasser zurück ins tiefe Wasser zu kommen, buddeln sich da in den Schlick ein und warten auf die nächste Flut. Die liegen da aber nicht so tief. Ihre vorquellenden Augen kann man erkennen. Und wenn man dann an der richtigen Stelle drauftritt, flutschen sie aus dem Modder, und man kann sie in den Eimer sammeln. Einfach so.“

Dieter staunte. „Oh. Das geht?“

„Ja, einfach so.“

Jürgen war skeptischer. „Du erzählst wieder Märchen. Wenn das so einfach ist, warum sieht man da keinen Menschen? Und warum fahren die dann mit ihren Kuttern raus? Weil sie so gerne Boot fahren etwa? Wenn das so einfach ist, kannst du uns das ja mal zeigen.“

„Mach ich glatt. Wenn das Wetter danach ist, kann ich euch das zeigen. Aber das ergibt ja keinen Sinn. Was sollen wir hier mit einem Eimer voll Butt?“

„Trotzdem. Einer genügt. Kann sich dann ja wieder einbuddeln.“

„Na gut, können wir uns ja mal vornehmen. Ist aber ein ziemlich langer Weg dahin. Und das Wetter muss stimmen. Morgen soll es wieder gut sein. Da gehen wir wieder an den Strand.“

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!